

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 21 (1917)

Artikel: Die Jungfrau mit dem Bart
Autor: Fleiner, Roland
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572382>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

wohl, daß du in Venedig deine alten Liebschaften wieder aufgesucht hast!"

Herr Giannetto begann sich zu entschuldigen. Die Frau aber fuhr fort: „Wo ist der Ring, den ich dir gab?"

Giannetto antwortete: „Da haben wir's nun, wie ich mir's dachte. Ich sagte doch gleich, du werdest Böses dabei denken. Aber ich schwöre dir bei Gott und bei meiner Treue zu dir, daß ich den Ring jenem Richter gegeben habe, der mir den Prozeß gewinnen half!"

Die Frau aber erwiderte: „Und ich schwöre dir bei meinem heiligen Glauben und bei meiner Treue zu dir, daß du ihn einem Weib geschenkt hast. Ich weiß es gewiß, und doch trägst du keine Bedenken, so zu schwören!"

Giannetto versetzte jedoch: „Ich flehe zu Gott, mich Augenblicklich von dieser Welt zu vertilgen, wenn ich dir nicht die Wahrheit sage, ja, daß ich meine Bedenken schon dem Richter geäußert habe, als er mich um den Ring bat."

Die Frau entgegnete: „Du hättest ja noch dort bleiben und Herrn Ansaldo allein hierher schicken können, indessen du dich mit deinen Liebschaften ergöcktest. Denn ich höre, sie haben alle geweint, als du weggingst."

Da konnte Herr Giannetto seine Tränen kaum mehr zurückhalten, war in schwerer Not und sprach: „Du tust einen Eid auf etwas, das nicht wahr ist und nimmermehr wahr sein kann!"

Als aber die Frau ihn weinen sah, ging es ihr wie ein Stich ins Herz. Sie stürzte plötzlich in seine Arme und fing an, laut aufzulachen. Sie zeigte ihm den Ring und erzählte ihm alles, wie er mit dem Richter gesprochen habe und wie der Richter niemand anders gewesen sei als sie selbst und auf welche Art er ihr den Ring gegeben.

Darüber war Herr Giannetto außerst erstaunt, und weil er dennoch die Wahrheit ihrer Rede erkannte, fing er an, über die Mäßen fröhlich zu werden. Er trat aus dem Gemach und erzählte es einigen seiner Freunde und Gefährten. Und es wuchs und mehrte sich noch dadurch von diesem Tage an die Liebe unter ihnen.

Darnach rief Herr Giannetto jene Kammerdienerin zu sich, die ihm an jenem Abend den Rat gegeben hatte, nicht zu trinken, und gab sie dem Herrn Ansaldo zur Ehe.

So lebten sie lange Zeit in Glück und Fröhlichkeit bis an ihr Ende.

Die Jungfrau mit dem Bart.

Nachdruck verboten.

Einer Walliser Sage nach erzählt von Roland Fleiner, Zürich.

Wenn man von Brieg an der rauschenden Rhone talaufwärts wandert, dem rechten Flußufer entlang, so kommt man in ein kleines, altersgraues Walliserdörfchen. Die Häuser, im Gegensatz zu andern Dörfern des Wallis, sind zumeist aus Steinen erbaut und scharen sich dichtgedrängt enge um die Kirche. Diese selbst ist ein hoher, schöner, alter Bau, stattlich und breit hingeseht mit seinem grauen, verwitterten Gemäuer. Dem Gotteshause gegenüber befindet sich eine kleine Grabkapelle. Hier sind seit Jahrhunderten Hunderte von Totengebeinen fein säuberlich aufgeschichtet worden, und zwar so, daß den Schädeln ein besonderer Raum zugewiesen wurde und auch die Knochen und Gebeine auf einem gesonderten Häufchen aufgelagert sind. Bevor man zur Gruft dieser Totengebeine niedersteigt, kommt

man an einer Nische vorbei. Vor einigen Jahren noch befand sich darin ein sonderbares Bildnis, das im Volke die Sankt Kümmermus hieß. Der Verfertiger — Künstler kann man ihn nicht wohl nennen — der Verfertiger dieser Gestalt hatte offenbar die Absicht, seinem seltsamen Bildwerk schöne körperliche Formen und ein ebenmäßiges, anmutiges Gesicht zu geben, eine Person von großer Schönheit darzustellen, was ihm auch gelungen, soweit seine Ungeschicklichkeit es zuließ. Unerklärlich blieb nur, weshalb er die äußeren Reize wieder aufhob durch einen häßlichen, verwilderten Bart, der das Gesicht des Frauenzimmers zu einer scheußlichen Fratze entstellte. Der Fremde ging kopfschüttelnd an diesem Bilde vorbei; das Volk betrachtete die Sankt Kümmermus mit einer scheuen und

abergläubischen Verehrung. Die Mädchen aber sollen gar oft vor dem närrischen Bilde gelegen haben, um den Namen ihres künftigen Herzallerliebsten zu erfahren.

Die Phantasie des Volkes hat diese sonderliche Heilige mit ihren Legenden umblühen lassen; aus diesem reichen Sagengewinde aber sei hier die sonderbarste Blüte gebrochen, ein Geschichtchen eigener Art, von einem kräftigen, herb-frischen Humor durchsonnt und doch wieder mit einem tiefgläubigen, sittlich ernststen Untergrund.

Vor langen, langen Zeiten saß im Wallis noch ein mächtiges, reiches Freiherrengeschlecht. Vom Uebermut dieser Herren, die weder die Gebote Gottes noch die Mahnungen der Kirche achteten, ein wüstes und ausgelassenes Leben trieben, unter dem das Volk schwer litt, erzählt man sich noch heute. Besonders im oberen Wallis, wo sich der Freiheitsinn noch stärker und kräftiger erhalten hatte, ertrug man die Herrschaft dieser Herren nur mit mürrischem, finsterem Grollen. Aber da die Herren zahlreiches reißiges Volk, das trefflich gewaffnet und geübt war, im Solde hatten, ballten sich die Fäuste nur in der Tasche und wagte es niemand, die Ritter offen anzugreifen. So trieben es denn die Herren immer toller und ausgelassener, ihr Uebermut schien keine Schranken mehr anzuerkennen und ihr harter, unbeugbarer Sinn kein Mitgefühl zu empfinden.

Nun lebte zu selber Zeit in einem abgelegenen Dörfchen des obern Wallis eine Jungfrau von solcher Goldseligkeit und Schönheit, wie man sie weit und breit, selbst außer Landes, noch nicht gesehen hatte und die näher zu schildern ich mich wohl hüten werde, da ich nur zu gut weiß, daß sich eine schöne Frau mit Worten nicht schildern läßt. Aber dieses Mädchen hatte bisher alle Bewerbungen ausgeschlagen, weil sie in ihrem keuschen und reinen Sinn sich der Mutter Gottes längst schon angelobt hatte und einzig ihrer alten, kranken Mutter, die seit Jahren an der Gicht darniederlag, wartete. Die Burschen konnten gar bald merken, daß die holde Jungfrau von einer reineren und höheren Liebe als der irdischen ent-

flammt war, und ließen sie fortan unbehelligt. So erblühte dieses Mädchen in Einsamkeit und stiller Abgeschiedenheit immer holder und schöner.

Eines Tages aber, als sie den am Brunnen mit Wasser gefüllten Eimer nach Hause trug, begegnete ihr eine stattliche Jagdgesellschaft zu Pferde. Sie trat bescheiden zur Seite und hielt, nach ihrer Gewohnheit, den Blick sittsam und züchtig zur Erde gesenkt. So sah sie es nicht, daß ihr aus den Augen des vornehmsten der Reiter, eines Jünglings noch, der stolz und schlank im Sattel saß, ein frecher, begehrlischer Blick entgegenflamnte, vor dem sie wohl schamrot geworden wäre, hätte sie ihn bemerkt. Der aber war kein anderer als der letzte Nachkomme aus dem Geschlechte jener Freiherrn. Betroffen von dem unerwarteten lieblichen Anblick und begierig nach dem Besitz dieses schönen Mädchens, ließ der junge Herr die Gesellschaft ungesäumt anhalten und nach der Jungfrau fragen. Als ihm Bescheid geworden und er erfahren hatte, daß diese scheue und einsame Schönheit bis jetzt beharrlich alle Bewerbungen abgelehnt, loderte seine Begierde noch heller und kräftiger in ihm empor.

Es war eines Abends, als die Jungfrau von ihrem Gang zur Kirche, den sie jeden Tag zu machen pflegte, heimkehrte, daß bei ihrem Eintritt in die ärmliche Stube aus dem Stuhl sich eine junge biegsame Jünglingsgestalt erhob und ihr mit festen herrischen Schritten entgegentrat. Sie erblickte im dämmerigen Schein ein schönes, stolzes, wenn auch noch Knabenhaftes Gesicht und fühlte zwei sprühende, leuchtende Augen auf sich ruhen. Sei es nun die ganze Gestalt dieses Mannes oder der reiche Zierat seines Gewandes — sie wußte gleich, daß kein anderer als der junge Freiherr, von dessen wildem, ausgelassenem Treiben und Tun sie gehört hatte, vor ihr stand. Als der junge Mensch, einen sinnlich-spöttischen Zug um den Mund, auf sie zutrat, kehrte sie sich rasch um und floh eilends in ihre Kammer, die sie hinter sich zuschloß. Alle Bitten und Vorstellungen ihrer Mutter, ihren vornehmen Gast nicht dermaßen abzuweisen, blieben umsonst; ja, als der junge Herr selbst ihr mit zutraulicher und schmeicheln-

der Stimme versicherte, daß er nicht gekommen sei, um ihr ein Leides zuzufügen, sondern im Gegenteil gedenke, ihre und ihrer Mutter Armut durch reiche Geschenke zu beheben, vermochte diese Zusicherung nicht, daß die geängstigte Jungfrau aus ihrer Kammer heraustrat. Eine Angst und eine Not hatte sie erfaßt, die sie sich selbst nicht erklären konnte, ihr Herz aber heftig schlagen ließ, sodaß sie sich schluchzend und weinend auf ihr Lager warf. So mußte denn der Junker für einmal mit einem bitter-süßen Lächeln abziehen, wobei er freilich nicht daran dachte, sein Vorhaben aufzugeben.

Von jenem Tage an war das Mädchen vor seinem Verfolger nicht mehr sicher. Sie mochte es einrichten, wie sie wollte, kaum hatte sie den Fuß vor die Türe gesetzt, so begegnete ihr der Freiherr. Ob sie nun des Morgens oder des Abends zum Brunnen ging, um das Wasser zu schöpfen, gewiß stand unvermutet die schlanke, wohlgeformte Gestalt ihres Verfolgers vor ihr. Wenn sie aus der Messe kam, begegnete ihr das spöttische, lüsterne Lächeln des Junkers. Ja, selbst wenn sie bloß auf die Straße blickte, scholl gewiß Hufschlag die Gasse herauf, und auf seinem Pferde trabte er an ihr vorbei. Es schien, als stünde er mit dem Bösen selbst im Bunde; denn sie mochte es anfehren, wie sie wollte, überall und zu allen Zeiten trat ihr dieser schöne, knabenhafte Mensch in den Weg. Es kam ihr vor, als sei er die ganze Zeit um sie herum, belauere ihre geheimsten Gedanken und wisse um alles, was sie treibe. Oft glaubte sie, daß er selbst bei verschlossenen Türen den Zugang zu ihrem Hause gefunden habe und aus dem Dunkel auf sie zu trete mit seinem seltsamen fragenden Lächeln. Das Wesen dieses Menschen begann ihr etwas Geheimnisvolles und Drohendes zu werden. Bald meinte sie, er schwebe wie ein Luftzug beständig um sie herum und müsse sie plötzlich mit eisiger kalter Hand anfassen und mit seinem unheimlichen funkelnden Auge starr anschauen. Dann wieder fühlte sie sich matt und sonderbar, ihr Blut geriet in eine heiße und wilde Wallung, es wogte in ihr, und es trieb sie, den sonderlichen Gesellen aufzusuchen und sich ihm in brennender Seh-

sucht in die Arme zu werfen. Einmal, als sie einen Gang über die Felder wagte, kam er ihr entgegen auf dem gleichen Weg, den sie ging. Er ließ sie, höflich die Straße frei gebend, an sich vorübergehen, aber maß sie mit einem so seltsamen und frechen Gesicht, seine Augen bohrten sich so heiß und tief in die ihren ein, daß sie, schauernd und von einer grauenhaften Angst gepackt, nach Hause entfloß. In der Not und Angst ihres Herzens wußte sie sich keinen andern Rat, als eine Wallfahrt zur wunderthätigen Mutter Gottes nach Glis bei Brieg zu unternehmen und vom Himmel Schutz und Hilfe zu erflehen. So machte sie sich denn eines Tages auf. Lange lag sie auf den Knien und flehte zu Maria, sie möchte doch die Schönheit ihres Leibes, welche die Ursache der Nachstellungen dieses Menschen sein müsse, von ihr nehmen.

Es war bereits Abend, als sie heimwärts kehrte. Der blaue Himmel glühte im Abendlicht, und die Sonne legte ihre Strahlen wie goldene Krönlein den Bergen aufs Haupt. Indem sie zu den Bergwänden, die mächtig und stolz, ruhig und schön in den Himmel emporwuchsen, aufsah, fühlte sie, wie die Angst und Pein von ihr wich und ein fröhliches Vertrauen sie ergriff. Da sie schon seit dem frühen Morgen unterwegs war und nichts zu sich genommen hatte, hielt sie an einem sprudelnden Quell inne und beugte ihr Gesicht zu dem frischen, hellen Wasser nieder. Indem fühlte sie sich plötzlich von hinten festgehalten von derben Fäusten, und ehe sie sich umkehren oder schreien konnte, wurde ihr ein Tuch übergeworfen, und kräftige Arme hoben sie unverweilt in eine Sänfte.

Der junge Freiherr nämlich war durch die Beharrlichkeit und den festen Sinn des Mädchens in seiner ungezügelten Gier nur gereizt worden, und weit entfernt, den Mut und die Tugend der Jungfrau dadurch zu ehren, daß er von ihr abließ, beschloß er endlich, sich durch Gewalt in den Besitz des lieblichen Wesens zu bringen. So hatte er denn, als er bemerkte, daß sie nach Glis ging, seine Häsher ausgesandt und ihnen bei Marter und Strafe geboten, die Jungfrau zu ihm zu führen. Er selbst harrete inzwischen in seinem Schlosse

des Raubes. Seine Zechgenossen waren bei einem üppigen Mahle um ihn versammelt, und da er ihnen versprochen hatte, am Schluß des Gelages mit einem Becherbissen aufzuwarten, wie er ihnen noch nie vorgelegt worden sei, waren alle Gäste begierig, welche Ueberraschung der Gastgeber ihnen bereitet habe. Da sie aber trotzdem oder gerade deswegen dem Wein tapfer zusprachen, den man herumbot, hatte sich der Gesellschaft bereits eine ausgelassene Stimmung bemächtigt, als der Freiherr sein Glas erhob, Stillschweigen gebot und mit einer unflätigen Rede ankündete, daß er die schönste Jungfrau entführt, die er noch je erschaut habe. Hier fielen die Posaunen ein, und unser schönes Mädchen wurde mit noch übergeworfenem Tuche unter der Spannung und Erwartung sämtlicher Gäste in den Saal geschoben. Der Junker aber, seinen Pokal in der einen Hand, trat mit weinrotem Gesicht, schwankendem Schritt und wallendem Blut auf die Jungfrau zu und riß ihr das Tuch herunter. Aber statt des Klatzens und des Beifalls erscholl ein lautes Gelächter, und der Freiherr selbst taumelte einen Schritt zurück: vom blühenden, roten, anmutigen Gesicht, das er zu sehen hoffte, hing ein verwilderter, struppiger und rauher Bart herunter, ja selbst die frischen jungen Lippen bedeckte ein kräftiger dunkler Schnurrbart. Die Jungfrau aber, die sich zuerst das Gelächter der Gäste und die Bestürzung des Freiherrn nicht erklären konnte, nahm die Veränderung, die mit ihrem Gesicht vorgegangen war, in einem Spiegel, der sich ihr gegenüber befand, wahr, und sogleich wurde ihr klar, daß die Mutter Gottes sie gerettet habe. Die entstandene Verwirrung benützend, floh sie aus dem Saal und dem Schloß. Der Freiherr aber, sei es, daß er ahnte, daß sich ein Wunder begeben hatte, oder daß er so tun wollte, als habe er einen Scherz ausgedacht, kümmerte sich nicht weiter um das entflohene Mädchen. So konnte sie unbehelligt nach

Hause gelangen. Wie erschraf sie aber, als sie ihre Mutter tot in ihrem Stuhle liegend vorfand! Sie nahm dies als ein Opfer, das Maria von ihr gefordert habe, hin und zog sich, da sie mit ihrem Barte unter den Menschen nicht bleiben konnte, in die Berge zurück.

Lange wurde die Jungfrau als ein Unhold gemieden von den Leuten, ja selbst mit Steinwürfen verfolgt. Die Legende erzählt aber, daß sie eines Tages einem armen Weib, das unter einer Bürde Holz zusammengebrochen, geholfen habe. Von jenem Augenblick an seien die Leute zutraulich geworden, und die Jungfrau mit dem Bart habe noch viel Gutes, ja selbst Wunder gewirkt, bis sie hochbetagt gestorben sei. Das Volk ließ darauf ein Bildnis von der sonderbaren Heiligen anfertigen; da man aber nicht gewußt habe, ob es sich wirklich um eine Auserwählte Gottes handle oder dies Wesen doch nur ein Unhold gewesen sei und ein Werkzeug des Teufels, habe man nicht gewagt, das Bildwerk in der Kirche aufzustellen, sondern eine kleine Nische neben dem Gotteshause dafür erbaut.

Der junge Freiherr soll nach diesem Vorfall, weder belehrt noch befehrt, sein lasterhaftes und ausschweifendes Leben weitergeführt haben. Schließlich habe er im Genuß kein Maß mehr gekannt, und als er bei einem seiner frevelhaften Gastmähler, im Zorne, weil man ihn an die Jungfrau mit dem Barte erinnerte, gotteslästerliche Worte ausgestoßen, sei er unter einem furchtbaren Schrei jäh zusammengebrochen. Der Kreis seiner Kumpanen und Genossen stob auseinander, so rasch, wie er sich gesammelt hatte, kaum daß sich zwei geringe Knechte bereit fanden, den Leichnam des Herrn in die Erde zu betten. Das Schloß aber, das von allen Leuten gemieden wurde, zerfiel allmählich. Heute grüßt es, eine zerfallene Ruine, als ein Zeichen der Vergänglichkeit irdischer Pracht stumm und traurig von einem Hügel ins Tal hernieder.

Aphoristisches.

Pedanterie ist die Schwindsucht der Intelligenz.

Liebenswürdigkeit ist die Konditorei der Psyche.

Eugenio Barbetti, Luzern.